

United States Holocaust Memorial Museum

Interview with Friedel Bohny-Reiter

May 27, 1994

RG-50.030*0032

PREFACE

The following oral history testimony is the result of a videotaped interview with Friedel Bohny-Reiter, conducted by Raye Farr on May 27, 1994 on behalf of the United States Holocaust Memorial Museum. The interview took place in Washington, DC and is part of the United States Holocaust Memorial Museum's collection of oral testimonies. Rights to the interview are held by the United States Holocaust Memorial Museum.

The reader should bear in mind that this is a verbatim transcript of spoken, rather than written prose. This transcript has been neither checked for spelling nor verified for accuracy, and therefore, it is possible that there are errors. As a result, nothing should be quoted or used from this transcript without first checking it against the taped interview.

FRIEDEL BOHNY-REITER
May 27, 1994

Q: Woher kommen Sie?

A: Meinen Sie jetzt das von Geburt her?

Q: Ja.

A: Ja, ich bin 1912 in Wien geboren und wurde als Kleinkind, es war Nachkriegszeit, dann, nein es war vor dem Krieg, aber ich wurde während des Krieges dann evakuiert, kam aufs Land in Österreich und kam dann in der Nachkriegszeit 1921 in die Schweiz. Ich war, es war Hungersnot in Wien, mein Vater ist gefallen im Krieg, und die Mutter war allein, und so kam ich dann mit einem Kinderzug vom Roten Kreuz in die Schweiz und bin dann in der Schweiz geblieben.

Q: Also als Kind Sie waren auch

A: Ja.

Q: Sie haben Hilfe gesucht?

A: Ja, ja das war - das war eine sehr schwere Kinderzeit, und ich habe in der Schweiz eigentlich wieder eine Heimat gefunden, weil Österreich war sehr in schlechter Verfassung. Und eigentlich wollte ich immer wieder zurück, aber das war dann so schicksalhaft nach zwei Jahren, daß ich Aufforderungen in der Zeitung gelesen habe, daß alle Österreicher Kinder zurückmüssen, und ich habe gewartet, und es kam nie eine persönliche Aufforderung, und der Zug fiel, fuhr ohne mich zurück, und nach Wochen hat man in einer Schublade meine Initialen, meine Papiere, eingeklemmt gefunden. Die sind verloren gewesen in der Schublade, und dann sagt die Fremdenpolizei in der Schweiz, ja jetzt sind Sie schon da, jetzt bleiben Sie, und dann bin ich in der Schweiz geblieben.

Q: Haben Sie Ihre Mutter wiedergesehen?

A: Bitte?

Q: Haben Sie Ihre Mutter wieder ..

A: Ja, lange nicht eigentlich, denn ich hatte die Aufenthaltsbewilligung in der Schweiz, solange ich blieb. Sobald ich über die Grenze zurückging, ist das erloschen, so konnte ich nicht nach Hause, Meine Mutter hat mich einmal besucht, wie ich siebzehn war. Ich bin mit acht Jahren gekommen. und bin dann mit zwanzig eingebürgert worden, bekam ich das Schweizer Bürgerrecht, und dann konnte ich frei zirkulieren. Und dann bin ich

einmal zu meiner Mutter gefahren, zu meinen Geschwistern, aber dann, nachher brach ja dann auch der Krieg aus, und dann war die Verbindung wieder unterbrochen. Ich habe eigentlich sehr ohne meine Familie gelebt. Aber ich habe in der Schweiz bei einer sehr netten Familie gew-, gelebt, und hab' mich einigermaßen hineingefunden. Das war nicht immer sehr leicht.

Q: War diese Erfahrung wichtig für Ihre eigene Weg als Erwachsen?

A: Ich glaube, es war sehr wichtig. Ich habe es als junges Mädchen darunter gelitten, weil ich mich oft sehr einsam fühlte, und trotzdem, ähm, ich war Europäerin wie die Schweizer auch, aber es war doch ein Unterschied. Aber, dieses Sich-, Aufsichselbstgestellt-Sein, das hat mir eine Kraft gegeben, und hat sich eine Kraft gebildet in mir, die sehr wichtig war. Denn ich hab' so viele Situationen einfach gemeistert, weil ich von ganz klein auf gewohnt war, allein mich zu, zu beherrschen und allein mich zurechtzufinden. Meine innersten Gefühle, die ich nicht, niemandem erzählen konnte eigentlich, das war das Schwerste.

Q: Und als Beruf?

A: Meinen Beruf? Es war immer schon als Kind, ich habe immer gemalt, schon als Kind, und, aber ich habe gewußt, daß das nicht prakt-, zu praktiziere wäre. Und daneben war der Wunsch, mit Kindern sich zu beschäftigen auch immer da, aber ich habe meine Pflegeeltern, die Eltern, das waren alte Leute, die mich aufgegommen hatten, die wollte ich eigentlich nicht verlassen. Die waren dann alt, und ich hab' dann sie gepflegt noch, ich war vierundzwanzig Jahre alt, bis sie gestorben sind, eins nach dem andern. Und erst mit vierundzwanzig Jahren hab' ich dann meine Ausbildung als Kinder- und Krankenkinderpflegerin gemacht.

Q: Und, wie, wie sind Sie nach Rivesaltes gekommen?

A: Ja, ich war zuerst schon, der Krieg hatte schon begonnen, in Italien, ich war in Italien, ein Jahr und hatte einfach, hab' gesehen, wie das Volk schon Not gelitten hat. Ich war in einer sehr reichen Familie, es waren eine Millionärsfamilie, und ich dachte mir, eigentlich könnte ich eine sinnvollere Arbeit machen. In so einer Familien kann man ersetzt werden. Dann bin ich zurück in die Schweiz und kam dann, auch so per Zufall bekam ich die Adresse von dieser Organisation "Schweizerische Kinderhilfe" und die Adresse in Bern und hab' mich dort gemeldet. Und das ging dann sehr schnell, man hat michh gefragt, ob ich bereit wäre, jede Arbeit zu machen, das Leben sei sehr hart, und ich bin dann drei Wochen später hatte ich die Papiere zum Ausreisen und kam dann nach Südfrankreich, wo man mir sagte: "Wir schicken Sie in ein Schweizer, äh, Schweizer Maternität. Das ist eine Geburtsklinik, die organisiert ist, und dort wird man Ihnen sagen. Und, schon am nächsten Tag, wie ich angekommen bin, hat man mich ins Lager von Rivesaltes gebracht. Es war dort eine Schweizerin, und die brauchte dringend Hilfe. Und so bin ich dann nach Rivesaltes gekommen.

A: Können Sie das beschreiben?

A: Ja, das war ein großer Schock für mich. Ich kam aus der Schweiz, ich hatte keine Ahnung, daß es das überhaupt gibt, und es ist wie ich im Buch geschrieben habe, ich sah nichts wie Hungeraugen, Elend und Jammer. Es war wirklich ein, ein Jammer, und ich hab' mich mit meiner Mitarbeiterin, ich war froh, sie hatte die Arbeit schon begonnen, und ich hab' dann angefangen, mit ihr zu machen, was man machen kann. Sie hatte die Lebensmittelverteilungen eingeführt, wir hatten Lebensmittel von den Quäkern aus Amerika, von der OSE (ph), einer jüdischen Hilfsorganisation, und von der Schweiz. Und dann hat man geschaut, was man machen kann. Es war eine Arbeit, die sehr viel forderte, man mußte mit offenen Augen sehen, was, nicht nur, was die Leute brauchen, das konnte man ihnen nicht geben, aber wie man ihnen ein wenig helfen konnte. Und es war schon, ich hab' bald gesehen, es war schon sehr viel, daß wir unter denselben Verhältnissen mit ihnen im Lager lebten, dasselbe schlechte Bett und dasselbe Klima, bloß hatten wir, wir hatten keinen Hunger. Und das war schon das größte Elend, der Hunger.

Q: Was, was für Freiheit hatten Sie für - What, what kind of freedom was there under the camp administration to offer certain kinds of help, or what restrictions were there, and what could you do?

A: Freiheit für die Arbeit?

Q: Ja, Freiheit für die Arbeit und welche, was konntet Ihr nicht tun, was war Euch verboten?

A: Ja, wir waren natürlich, wir waren ungerufen, die Schweizer Hilfe war ungerufen in dieses Land gekommen. Und man hat es akzeptiert, man wollte uns zuerst nicht in das Lager lassen. Die Franzosen sagten uns: "Geben Sie, was Sie wollen, aber bleiben Sie draußen." Und wir sahen bald, das ist unmöglich. Denn die Sachen, die verschwanden, rechts und links. Es war ja Krieg, Frankreich hat selber gehungert, und sie haben dann doch zugestimmt, daß wir im Lager wohnen konnten. Und so hatten wir schon Möglichkeiten, mit unseren Lebensmitteln zu helfen. Was unmöglich war, wir mußten die Situation, den schlechten "Service de Santé", also Gesundheitsdienst, der war entsetzlich, da konnten wir nicht viel ändern. Wir konnten versuchen, mit unsern Mitteln zu helfen. Wir hatten für die Kleinkinder Buttermilch, und wir hatten, wir kochten jeden Morgen tausendriehundert Rationen Reis für die Schulkinder. Dann kamen die "Adolescents", die Teenager, die erwachsenen, größeren, und man probierte auch, die Kinder etwas zu beschäftigen. Denn das war das Elend, die Kinder, die streunten im Lager herum ohne Beschäftigung, sie hatten ja nichts, sie hatten nur die Kleider, die sie an hatten, als sie Zuhause weggenommen wurden. Dann haben wir ein Foyer (ph; probably Swiss German) eingerichtet, wir bekamen einmal Bücher und Spielzeuge aus der Schweiz, daß die Kinder kommen konnten ein paar Stunden zum, um zu spielen, zu

lesen. Aber es brauchte eine große Organisation, denn es waren zwölftausend Internierte: Spanier, Zigeuner und die Hälfte jüdische Flüchtlinge. Und man mußte das ganz gezielt organisieren mit einem Kartensystem, daß die Kinder geordnet kamen zum Essen - einmal und nicht viermal! Und so versuchte man dann auch, eine Baracke einzurichten zum Nähen für die Frauen. Wir bekamen Stoffreste oder für Bastarbeiten zu machen - Schuhe. Es war sehr wichtig, daß man sie beschäftigen konnte. Hunger hatten sie alle, und wir probierten vor allem zuerst die Kinder. Später haben wir dann auch Erwachsene ernährt oder eine Zusatznahrung gegeben, die Hungerödeme hatten. Aber wir hatten Internierten-Ärzte, keine Ärzte von draußen. Das waren die jüdischen Ärzte, die uns geholfen hatten. Wir hatten auch fünfundzwanzig Personen, Buben, Mädchen und Frauen, die uns geholfen haben zu kochen. Wir konnten ja nun nicht die ganze Arbeit allein bewältigen, die Verteilungen in den Baracken und die Kocherei und alles. Das mußte alles mit viel Überlegung organisiert worden, und das war ein großer Kampf. Die Leute kamen ja, man hatte kein Geschirr, die Leute kamen mit Konservenbüchsen, und wir versuchten dann auch manchmal, etwas Ästhetik in die Sache zu bringen, daß wir so und so viele Kinder einluden, daß ich wieder einmal an einen Tisch setzen konnten. Aber dann lief man und lief man, bis man Teller bekam, bis man Löffel bekam. Es war einfach nichts vorhanden. Aber es war eine sehr dankbare Arbeit, weil die, die Menschen waren in einer Situation, wo sie sich über jedes freundliche Wort, über jeden Ratschlag wirklich dankbar waren.

Q: Waren die Familien zusammen in den Baracken, oder waren Männer und Frauen und Kinder für sich?

A: Ja, die Männer und Frauen waren auf alle Fälle getrennt, die Frauen konnten die Kinder bis zu zwölf, zehn, zwölf Jahren waren sie im selben Ilôt (ph; most likely the French term). Und die Kleinkinder waren mit ihren Müttern in den Baracken.

Q: Und für Ihre Werk Sie hatten ein besonderes Gebäude, und Sie konnten zu ihnen?*

A: Ja wir mußten einen Laisser-Passez besorgen, also jeden Monat, einen Zirkulationsschein, mit dem wir zirkulieren konnten.

Q: Aber, aber Sie haben im Lager in einem Barack gewohnt?*

A: Ja. Das stand mitten in den, in den anderen Baracken. Sie war sichtbar, weil wir hatten sie weiß getüncht. Wir haben inwendig Mauern etwas Bilder gemalt.* Man find, fand ja im Lager sehr fähige Leute, die uns geholfen haben und mit Freude solche Arbeit machen. Das trug ihnen einen Teller Suppe ein, oder etwas, und das war sehr, das war gut zu arrangieren.

Q: Wie war es, heiß, kalt? Die Landschaft im Lager, wie war das?

A: Die Landschaft war trostlos. Da es war, es gab Kleinkinder, vor allem spanische Kinder,

die waren ja früher schon im Lager, die haben noch nie einen Vogel gesehen. Und es hatte keine Vögel, es hatte nicht, es war alles zertretenes Reppelände (ph), und es gab die Baracken und Steine. Kein Gras, kein Baum, wirklich nichts. Und so haben wir dann auch etwas Sonnenblumen gesetzt den Baracken entlang. Oder ich hatte einen spanische Gärtner, der hat mir einmal angefangen zu graben und sagte mir, die Erde sei gut, dann wir Karotten gesät. Aber schon kamen die "Gardiens" und das hieß, es ist verboten. Es war alles verboten. Aber es war so viel verboten, daß wir es dennoch gemacht haben.

Q: Und was war die Rolle von Ihren eigenen Glauben in, in dieses, dieser Arbeit?*

A: Ja, für das habe ich mein Tagebuch geschrieben. Das war zum Überlegen. Und was ich heute sehe, heute, mit allem* meinen Lebenserfahrung, würde ich die Arbeit wahrscheinlich nicht mehr machen können. Damals war ich jung, und ich hatte soviel Hoffnung und Glauben. Und man hatte dann das andere, man hatte ja fast keine Zeit zum Nachdenken. Es gab Momente abends, da war man müde, und wirklich, oder es begegnete einem ein, ein Mensch in einer solchen Verzweiflung und Trostlosigkeit, und man sah, man kann nicht helfen. Und oft dacht' ich mir: "Wie ist das möglich, wie ist das möglich, daß man die Menschen so behandelt. Und warum wehren sie sich nicht? Aber es waren gerade die Juden, die waren so ein-, einfach schon geschwächt auch und ergeben. Und, und viele, die schon aufgegeben hatten. Die Spanier, die sahen noch eher eine Zukunft wieder. Und darum war dann auch die, die größte Hilfe, die kam einem dann, wie bringt man Leute heraus?*" Und man kann dann auf die Erfahrungen, die man machte, als man Leute herausbringen kann. Und dann, wir brauchten ja Angestellte auch und Hilfen in den Heimen. Und ich hab' mich dann erkundigt bei der Prefecture. Dann hieß es: "Ja, mit, man kann einen Liberationsschein bekommen, aber das war eben ein langer, langer Weg. Aber wir bekamen so die Leute hinaus, daß sie frei wurden. Und das war eigentlich das Schönste. Und das ist meine große Freude, hier in Amerika Leute zu finden. Ich war vor einem Monat in Israel, das war dieselbe Freude, die Menschen zu finden, als Großmütter und Großväter, die ich so klein aus dem Lager gebracht habe.

Q: Und wie ist das passiert?

A: Ja, es gab zwei Wege. Wir konnten uns bemühen, einen Liberationsschein bekommen, mit der Begründung, wir brauchen die Leute für die Arbeit in einem Rot-Kreuz-Heim. Und da, haben man, konnte man einige Familien und so zu Anfang.* Dann wurde Sommer 1942, und dann wurde es unmöglich. Und dann hat man sich einfach durchgeholfen. Ich, ich sag' das heute immer noch: ich hab' so viel gelogen und geschwindelt, und die Leute einfach schwarz hinausgebracht. Ich hab' meine Laissez-Passer gefälscht, bin mit ihnen durch die Grenze. Es wohnt eine Frau nicht weit von Washington, die hab' ich mit dem Schweizer Fahrrad, sind wir, ich hab' sie ein Schweizer Lied singen gelernt, es war eine deutsche, jüdisches Mädchen damals, und wir singend durch alle Postes de Police gefahren, und heute lebt sie in Amerika. Aber es war eine heiße Sache, denn es war nicht erlaubt und man hätte uns von einem Tag die Arbeit verbieten können. Man mußte also sehr vorsichtig sein. Und ich muß sagen, die

Franzosen im Lager, sie haben uns sehr geholfen. Sie haben nichts gesagt, sie hätten es verbieten können, aber sie haben es geduldet. Und ich war gut bekannt beim Lagerchef, der kannte mich, beim Ilôt-Chef, und oft ist passiert, daß ich in eine Baracke kam von der Administration, und der Chef ließ die Liste von den Deportationen, zur Deportation hingeschrieben, so frei herumliegen, und ich hab' dann immer gesehen, und wenn ich Leute kannte, bin ich wieder gelaufen, und so hab' ich eigentlich einige herausgebracht. Aber eben, es war eine unsichere Sache. Und doch hat man's immer wieder probiert, und jetzt, fünfzig Jahre nachher, hat man einmal angefangen, in der Schweiz von der Neutralität zu sprechen. Also, um die haben wir uns nie gekümmert. Wenn man dasteht und sieht, es geht um Leben oder, oder Tod, dann, dann macht man das, was man machen kann. An das andere denkt man nicht. Aber es waren, es waren viel zu wenige, die man retten konnte.

Q: Sie waren dabei als die Deportationen ...?

A: Ich war dabei, bis Rivesaltes leer war. Es wurden, zuerst wurden, diese sechstausend verschwanden, aber es kamen immer neue. Und die Lastwagen, die man, ab August 42 kamen die Lastwagen, Tag und Nacht. Vor allem nachts. Die Frauen oft mit, in den Nachthemden, den Mantel drüber, Kinder, und das schlimmste war dann, daß man die Kinderheime von den Rot-Kreuz, und dann wars ja schon Rotes Kreuz, daß man uns versprochen hatte, die Kinder hätten, seien unter unserem Schutz. Und das, das wurde, das änderte von einem Tag auf den anderen. Plötzlich standen auch diese Kinder da. Und dann hat sich unser Chef, der Monsieur Dubois (ph), in, der lebt noch in der Schweiz, der war in Toulouse, da war die Zentrale, der hat sich dann bemüht. Er fuhr nach Vichy, seine Frau fuhr in die Schweiz, ob man die, die jüdischen Kinder nicht direkt alle aus den Heimen in die Schweiz bringen konnte. Und da waren wir sehr betrübt, das ging nicht. Das hat man nicht angenommen. Da wären sie gerettet gewesen. Monsieur Deboir war in Vichy, da bekam er die Bestätigung, daß die Kinder bleiben könnten, aber das, das war so ein Durcheinander. Da gab es eine Zustimmung, am anderen Tag war das wieder aufgehoben. Und die Kinder kamen dauernd, und man schickte sie zurück, und sie kamen wieder. Bis man sie dann doch endgültig, die, in die Heime zurückschicken konnte. Das, das war also dann doch ein großer Teil, den man zurückschicken konnte und die dann nicht in die Transporte hineinrutschten. Da wurden immer wieder Bestimmungen, dann hieß es: Kinder unter 16 Jahren sind geschützt, dann ging es hinunter auf 12. Zuletzt waren Kinder unter 2 Jahren, die man zurückließ. Also die Kinder abends, die gingen durchs Lager, die Kinder zusammengesucht, und dann hat man sie wieder probiert, in Heime zu schicken. Es ist sehr schwer genau, wie das alles ging, es war so ein Durcheinander, und man muß von einer Stunde auf die andere, mußte man schauen, was man machen kann, um die, um die Kinder zurückzuhalten. Denn die Eltern sagten oft: "Schwester, wir sind bereit, was auch passiert, aber wir möchten, daß die Kinder überleben." Das war ihnen schon ein Anliegen.

Q: Was, was dachte man im Lager von die Verschwindungen, was,...?*

A: Am Anfang, wie dies, das beginn-, begonnen hatte, hoffte man es gebe eine Änderung. Man hoffte immer. Man mußte ihnen helfen zu hoffen, es wäre eine Besserung zum Bessern, aber es war eben ein, eine Veränderung zum Schlimmen. Und mit der Zeit ist dann das durchgesickert, daß die Leute tot waren. Das war irgendwie, plötzlich ist das aufgetaucht, diese Gewißheit, und ich kann Ihnen nicht mehr sagen, woher ich es gewußt habe, daß die Leute in den Tod geschickt werden.

Q: Und die Internierten, wußten sie das auch?

A: Da fingen die Selbstmorde an. Das sind alles Sachen, die man bis heute, ich möchte, ich hätte es nicht erlebt. Einerseits, wenn ich heute Freunden begegne oder von der jüdischen Bevölkerung, dann denke ich, ja, ich habe viele ein Stück weit begleitet. Sie haben mir oft aus dem Zug noch gewunken, und 'Schauen Sie zu unseren Kindern' und so, daß war das, das war etwas, das einem aufgestellt hat, aber es war so viel anderes Schweres, daß man sich oft sagte: "Man möchte, es wär' nicht geschehen." Und es ist für mich eine Schande für ganz Europa. Waren so viele - keine Nation ist ganz frei davon. Man soll niemand anschuldigen, es ist nicht an uns, Urteile zu fällen oder zu verurteilen, aber menschlich gesehen ist es schon so.

Q: Die Autorität im Lager war zuerst französisch, nicht?

A: Die?

Q: Franzosen waren. Wer war der Lagerchef?

A: Ja, das waren Franzosen. Wir waren unter französischer Besatzung. Das waren auch Leute, die mußten ihren Beruf machen unter dem Druck der Deutschen. Es gab, man hat mich einmal gefragt in einem Interview mit Franzosen, die Erfahrungen mit Franzosen, und da sag' ich: "Es gab solche und solche." Gab solche, die haben mir geholfen, im Lager haben sie mir sicher geholfen. Der Lagerchef hat, in einem Jahr wurde der schneeweiß, schneeweiße Haare. Und er sagte mir einmal: "Das ist eine schmutzige Arbeit, die man mir hier aufzwingt, aber ich habe eine Familie, ich muß leben. Und er war auch der, der genau gewußt hat, wieviel Leute ich immer hinausgeschmuggelt habe, mit allen Möglichkeiten, die ich hatte, und hat nie etwas gesagt. Er hätte es können. Und er hätte es vielleicht auch müssen.

Q: Wer hat die Kontrolle über den Lebensmittel und so weiter?

A: Wie bitte?

Q: You. Wer hat die Kontrolle über Lebensmittel?

A: Ja, das war ein Ilôt, das waren einige Baracken, wo die Lebensmittel hereinkamen, aber eben, die Lebensmittel verschwanden rechts und links. Und was blieb, das war die

Gemüse, das Wasser, der Kaffee und ein wenig Brot. Aber eben, Frankreich hungerte auch.

Q: Haben Sie viele kranke Kinder gepflegt?

A: Ja, groß pflegen konnte man sie ja nicht. Wir hatten ja keine Zeit. Es war, es gab Krankenbaracken, und das, was wir immer versuchten, die kranken Säuglinge, die ganz kleinen, herauszubringen, und nach Ailnes (ph) in die Maternité oder in die Pouponnière, das sind die Kleinkinder, ein Kleinkinderheim, die Maternité ist für Geburten und Säuglinge, und da waren eine Schweizerin und eine Schweizer Hebamme und eine Kinderkrankenschwester, und die Kinder bekamen Muttermilch. Mit dem hat man sie dann gerettet. Oft waren das kleine Skelette, man brachte sie, in zwei, drei Monaten waren die aufgeblüht. Das war die beste Möglichkeit. Und was war in den Krankenbaracken, sie bekamen ein Zusatzmilchration, auch Milchreis. Man schaute mit Lebensmitteln, aber man konnte nichts anderes tun. Das war, die Arbeit wäre viel zu groß, und da waren noch die französischen, der französische Gesundheitsdienst, der dort schlecht und recht arbeitete.

Q: Sind viele da gestorben? Sterbt viele? Sterb?*

A: Ja, vor allem im Sommer dann, wie die Hitze kam. Die Fliegen, die Hitze. Dann gab sie Disette (ph), die Magen- und Darmkrankheiten, und das ging dann sehr schnell. Die Kinder waren ja alle schon geschwächt, und da starben schon viele. Die starben weg wie, wirklich alle Tage.

Q: Was war die, die Unterhaltungen zwischen Zigeunern und jüdischen und spanischen Internierten?

A: Ja, das war unterschiedlich. Sie haben sich eigentlich gut vertragen. Sie waren ja getrennt in den Baracken. Es gab "Spanierbaracken" und die "Den", die jüdische Bevölkerung hatte ihre Baracken und die Zigeuner ohnehin, die waren speziell, die waren in einem Ilo für sich. Die Zigeuner waren in Familien zusammen, die ließ man. Und saßen alle in derselben Situation, und das Elend, das verbindet. Ich hab' eigentlich nie erlebt, daß da Schwierigkeiten waren unter den, es war eine große, ein großer Unterschied der Mentalität. Die Spanier haben das Lagerleben besser ertragen als die jüdische Bevölkerung, weil das waren ja viele aus, aus Deutschland, aus Österreich, Belgien, dem Norden, die hatten eine Wohnkultur, die waren gewohnt. Spanier ist ein Volk, das lebt soviel draußen, in einem anderen Klima. Und es war ja das ähnliche Klima, wie sie es gewohnt waren. Zudem war die Belastung anders. Die Juden wußten nicht, was sie vor sich hatten, nichts vor sich. Die Spanier hatten immer Hoffnung, wieder einmal zurück zu können.

Q: Gab es Musik?

A: Bitte?

Q: Gab es Musik im Lager?

A: Ja, das gab es hier und da. Ich hab' einen jungen, jüdischen jungen Mann, der kam oft in Baracke, in die Baracke mit seiner Geige,. Ich kannte einen alten Mann, auch einen Juden, der kam mit der Geige und spielte manchmal den Kindern vor oder spielte mir etwas vor. Ich hab' zu Hause ein, ein großes Ölbild von dem Mann,. Er war sehr alt schon, und er ist im Lager gestorben. Aber das war das einzige. Wir hatten kein, wir hatten keine Radio, wir hatten keine Zeitung, man war, man war sehr abgeschlossen gegen außen sonst. Manchmal noch die Spanier , die eine Gitarre hatten, so, die Kinder, die kamen oft einen Abend in die Baracke, versammelten wir sie und dann war alle, alles vergessen. Sie tanzten, und sie sangen, und man sang zusammen. Wir feierten auch Hannuka, wir feierten Weihnachten, das verbindet. Im Elend spielt das keine Rolle mehr.

Q: Und was war Ihre Religion?

A: Ich bin eigentlich in der katholischen Religion als Kleinkind, ich bin getauft. Und kam dann in die Schweiz, und das war eine protestantische Familie, und dann wurde ich dann übergewechselt. Ich hab' mich dann nicht groß - es hat mich nicht groß gestört. Und ich bin Protestantin.

Q: Und war das irgendwie wichtig für Sie? Ihre?*

A: Eigentlich nicht. Die Kirche und, und die Religion. Ich hab' meine eigene Religion. Und das hat mir sehr geholfen.

Q: Eben als Vierundzwanziger?*

A: Bitte?

Q: Eben, wenn Sie nur vierunzwanzig Jahre hatten?*

A: Ja. .

Q: Ja.

Q: Würden Sie also etwas beschreiben, wie sie von Rivesaltes nach Le Chambon?*

A: Ja, das Lager war dann, wurde geleert. Es kam eine deutsche Offizierskommission ins Lager, und die Juden waren schon alle weg. Es waren noch die Spanier und die Zigeuner, und die Kommission kam ins Lager, es waren nur noch meine Leute, fünfundzwanzig Leute, die ich hatte, bei mir, da waren auch jüdische darunter. Und der eine Offizier sagt mir, ja, was ich da gemacht hätte, und da sagt er, schön und gut, und so, aber in

vierundzwanzig Stunden sind Sie weg! Und was alles, was noch da ist, beschlagnahmen wir! Und ich hatte tonnenweise Reis, Erbsmehl, Borschismehl, Kindermilch, Buttermilch, eine Baracke voller Lebensmittel, und auch Holz, was sehr kostbar war. Und da sagt ich, das ist unmöglich, sag ich ihm. Da sagt er: "Gut, also 48 Stunden." Und am selben Tag wurden die Spanier eingezogen und auf Camions verladen, und meine jüdische Gehilfen und Gehilfinnen, die eine Frau war neben mir, wie die Deutschen gekommen sind, ist sie verschwunden. Denn sie fragten mich: "Was haben Sie für Leute hier?" Da sagte ich: "Das sind alles Spanier." Und die Frau Doktor Schwamm, das war eine Wiener Arztfrau, und ihr Mann, die ist verschwunden, im Raum nebenan. Und dann hab' ich gesagt: "So, aber jetzt nichts wie aus dem Lager!" Und endlich hab' ich sie dann, hab' alles in die Maternité nach Ailnes (ph) geschickt. Und zuletzt waren wir zwei allein, zwei Schweizerinnen, und ich hatte in Perpignan eine Frau, eine Amerikanerin, von den Quäkern. Die hatte mir gesagt, wenn ich einmal Hilfe brauche, sie kann mir einen Lastwagen und Chauffeur schicken. Und das hat sie dann, ich hab' ihr angerufen*, und wir haben dann, zwei Nächte haben wir gepackt das Zeug, und dann hinaus. Das war, das war das Ende.

Q: Und wohin?

A: Dann fuhr ich mit dem ganzen im letzten Camion auf den Bahnhof nach Rivesaltes, und wie ich aufsteigen wollte, da sah ich, daß hinter den Brettern im Holz eine Frau sitzt. Das war eine jüdische Flüchtlingsfrau, und ich sag': "Um Gottes Willen, was machen Sie da?" Da sagt sie: "Lassen Sie mich hier." Sag ich: "Ja, kann nicht, wir fahren ja durch alle Kontrollen." Und sagt sie, ja ich, ich, die hat sich versteckt, bis zuletzt ist es ihr gelungen. Gut, ich hab' sie dann noch weiter in die Ecke gedrückt und zugedeckt, und sie ist dann durchgekommen. Sie kam dann nach Ailnes (ph). Und dann muß' ich in Rivesaltes warten, eine Woche, bis ich einen Eisenbahnwagen organisieren konnte, bekommen konnte. Die ganze Ware kam dann nach Toulouse in die Zentrale. Und ich selber fuhr dann nach Toulouse, und man sagte mir dann, ich hab' dann da und dort ausgeholfen, im Schloß von La Haile (ph). Dann hat man mich ins Zigeunerlager geschickt einmal, und dann brauchten sie eine Heimleiterin in Le Chambon. Und dann kam ich in den Chambon als Heimleiterin, in eines der Heime, die mein Mann geführt hat da oben. Und dort hab' ich noch gearbeitet bis Ende 44.

Q: So dieses Heim war schont, schon ?*

A: Ja, das wurde eben. Mein Mann hat angefangen, mit einem Heim, und das hat dann immer sich ausgeweitet. Da kommt das zweite, und da kam eine Landwirtschaftsschule dazu, eine Schreinerwerkstatt für Franzosenkinder eigentlich. Aber in jedem Heim hatte man einen Stock Flüchtlingskinder: politische Flüchtlinge und jüdische Flüchtlinge. Und das letzte Heim, das eröffnet wurde, da war eine Schweizerin darin, die hat das nicht ertragen, die Arbeit. Sie war auch schon etwas älter, und ich hab' dann dieses Heim übernommen. Bis am Schluß.

Q: Wieviele Kinder?

A: Bitte?

Q: Wieviele Kinder?

A: Das waren 55. Es war sehr schön, aber es war hart am Anfang. Ich, ich hatte, man hatte dann fast ein schlechtes Gewissen, daß man gesichert in einem Haus wohnt, und was man erlebt hat, konnte man nicht vergessen. Und immer war es doch wieder die Frage: "Wo sind meine Leute, wo sind die Leute, mit denen man doch eine lange Zeit verbracht hatte. Und ich habe nie vergessen, aus dem rollenden Zug hat mir eine jüdische Flüchtlingsfrau nachgerufen: "Schwester Friedel, vergessen Sie uns nicht!" Ich hab' es nicht verstanden, im Grund, vergessen, aber ist wirklich*: Man kann sie, und man soll sie nicht vergessen.

Q: Und haben Sie sich, also als Mutter zu diesen Kindern gefunden?*

A: Ja, schon auch. Es waren ja so viele Kinder ohne Mütter. Aber man hatte so wenig Zeit. Aber die schönste Arbeit war schon mit den Kindern, weil bei den Kindern kam einem so schnell etwas entgegen. Die Kinder brauchten so wenig, um etwas Freude zu haben. Man nähte, man nähte in der Nähstube neue Schürzen, also für dreißig Kinder neue Schürzen. Die waren so glücklich, und das Elend war so schnell vergessen bei den Kindern. Aber viele hatten ja ihre Mütter, aber es war auch mit den Müttern sehr schön, ein Kind auf den Arm zu nehmen, sich mit ihnen aufs Bett zu setzen, und sie haben einem von ihrem Familienleben erzählt - und diese Sachen waren sehr wichtig, daß sie mit jemandem sprechen konnten, der teilgenommen hat.

Q: W, woher kommt denn diese Kinder, was für Kindern da eigentlich dabei mit, mit Ihnen?

A: Das waren spanische und jüdische. Und die Zigeuner.

Q: Also direkt von Rivesaltes? Die, dieselbe?

A: Ja also, Sie sprechen von Chambon jetzt. Ah ja, In Chambon waren es eben eigentlich der größte Teil Franzosenkinder. In den Heimen hatte man Kinder, die nahm man aus den Städten, Marseille, Toulouse in der Südzone zuerst, um sie etwas besser zu ernähren. Die waren alle mit, die hatten alle schon unter dem Hunger gelitten - und die hatte man für drei Monate, dann fuhren sie zurück, und es kamen andere. Aber die man ständig behalten hat, das sind die jüdischen Flüchtlinge, und da hatten wir doch ziemlich viele. Vor allem auch das jüdische Personal. Der Chambon war ja bekannt, das wird Ihnen Mein Mann erzählen, was da oben, das war eine , eine Fluchtzone für Flüchtlinge, für jüdische Flüchtlinge. Und das war nicht leicht, die Leute anzustellen, und die Kinder hat man aufgenommen dann. Die kamen von irgendwoher, auch aus Gurs (ph) auch aus den Lagern, und es waren doch auch einige Rivesaltes, die man hinaufschicken konnte.

Q: Deutsch, Französisch?

A: Ja, das waren vielmals auch Deutsche, sprachen Deutsch, aber die lernten schnell Französisch, sprachen alle schnell Französisch.

Q: Haben Sie oft Furcht gehabt?

A: Es gab schon Situationen, wo man Angst hatte. Im Lager hatte ich eigentlich nie Angst. Es war, man war ja eingeschlossen, es konnte einem nicht viel passieren, das war es nicht. Im Gegenteil, sie haben mich manchmal die Gardiens geholt, wenn in den Zigeunerbaracken irgendeine Stecherei war, und dann sagten sie: "Ja Sie, Sie kommen gut mit den Zigeunern aus, und die schoben mich voran, um, zum Frieden zu schlichten. Das, oder wenn man, ich bin oft mit dem Fahrrad hinunter nach Rivesaltes an den Bahnhof, wenn meine Kollegin einmal wegfahren mußte, da fuhr man nachts oft um Mitternacht, aber ich hab' eigentlich keine Angst gehabt. Ungemütlich war es dann manchmal schon im Chambon, weil dort ging ja dann die Menschenjagd weiter. Das kann Ihnen mein Mann erzählen. Die, die Feldgendarmerie kam nachts, oft morgens drei Uhr, in die Häuser und. Oder wir hatten ein ganzes Alarmsystem dort, daß von der Dorfbevölkerung uns jemand benachrichtigte, die Feldgendarmerie ist im Dorf, und dann haben wir immer ein Morsesystem gehabt von einem Haus ins andere. Und so haben wir unsere Leute, wir durften sie ja nicht schützen, wir durften sie nicht verstecken, wir ließen sie laufen. Und sie gingen in die Wälder hinaus. Und dann passierte es dann einem, daß plötzlich das Haus von deutscher Feldgendarmerie, -gendarmerie umstellt war, und die traten dann immer sehr forsch auf. Einer sagte mir, wir haben doch mehr, sagen Sie die Wahrheit, wir haben noch mehr Lager, auch für Schweizer. Aber das hat mich nicht eingeschüchtert, im Gegenteil, also, das hat mich wirklich empört. Und, aber ich war vorher sehr un-, unsicher, und der hat das gespürt. Ich hatte wirklich Angst. Mein Mann war nicht hier. Wir hatten ja in der Zeit geheiratet, und da war ich allein im Haus, die Leute waren alle weg, also. Und dann hat man eben immer gezittert für die eigenen Leute. Man hat nie gewußt, ob jemand eingeholt wird wieder. Und man lebte halt doch zusammen, und das waren unsere Leute, und, aber für uns selber haben wir uns eigentlich nie große Sorgen gemacht.

Q: Hatten einige von diesen Kindern falsche Identitäten?

A: Von den Kindern weiß ich weniger, ich weiß nur von den Erwachsenen. Aber da hat die, die (unintelligible) von Chambon sehr geholfen. Die haben sehr viele falsche Papiere ausgestellt, um die Leute zu retten. Den Namen gewechselt, und am laufenden Band wurde da gearbeitet. Es war wirklich gute Arbeit, die sie machten.

Q: Und haben Sie die Gelegenheit, die Malerei ?*

A: Ja, das war manchmal ein Wunschtraum zwischenhinein. Und ich hab' schon ein paar Sachen. Mein Mann hat ein Aquarell, aber das ist das wenige. Ich habe alles nachher

gemalt, aber das ist alles, das ist alles in der Erinnerung wie ein Film geblieben: Die Gesichter, und, aber es war keine Zeit zum. Denn wenn man auch, nachher im Lager war die Situation nicht dazu, und im Heim war die Zeit nicht. Man war wirklich eingespannt und mußte einfach manchmal alle Arbeit machen, wenn jemand ausfiel, mußte man auch die Schlafsäcke waschen, oder was zu machen war.

Q: Und die anderen Mitarbeitern, Arbeitern waren Schweizer?

A: In jedem Haus war eine Schweizerin und manchmal noch ein junger Lehrer als Surveillant, als Hilfe, und sonst hatten wir einfach Flüchtlingspersonal, alles mögliche. Wir waren etwa sieben Religionen. Es war sehr schön im Chambon. Wir haben auch, in dem protestantischen Tempel haben wir Weihnachten und Hannuka gefeiert, das spielt gar kein, es war wunderschön. Mein Mann hatte einen großen Kinderchor, und da wurde viel gesungen. Das sind zwei ganz verschiedene Sachen, die Heimarbeit- und die Lagerarbeit.

Q: Wie lange waren sie in Chambon? Wie lange bleibt?*

A: Blieb ich noch? Ich bin Anfang 43, Ende Januar 43 nach Chambon gekommen bis Ende 42. Bis Ende 44. Entschuldigung. Ja.

Q: Und die Kinder waren noch da? 44?

A: Wie wir weggefahren sind? Ja, wir sind weggefahren, weil ich das erste Kind erwartete, und das wurde einfach dann schwierig. Und das war schon die Befreiung, der Krieg war also bald zu Ende. Wir hatten noch das Debarquement von den Amerikanern erlebt in der, die, die kamen in der Bretagne, die Fallschirme. Und dann haben wir auch erlebt, wie die Deutschen abgezogen sind. Vorher waren wir drei Monate komplett abgeschnitten. Und ich hatte alle Sachen gepackt, um, wenn eine Reisemöglichkeit ist, es gab keine Fahrmöglichkeit zu einem, zu einer längeren Bahnlinie, das wir dann reisen könnten. Und das war dann Ende 44. Und die Kinder waren noch teilweise oben. Mein Mann war, es kam ein Vertreter nach in Le Chambon, der ihn dann vertreten hat. Und nachher wurden ha die Heime dann aufgelöst. Die Franzosenkinder, die konnte man ja zurückschicken. Wir haben noch, mein Mann und ich, den letzten Kindertransport, 1200 Kinder von verschiedenen Heimen, nach Paris gebracht. Und da waren noch die Flüchtlinge, die jüdischen Flüchtlinge, und die wurden dann auch von, zum Teil von jüdischen Organisationen übernommen. Aber das kann Ihnen mein Mann besser erklären. Das war sein Gebiet.

Q: Haben Sie auch direkt mit der organisierten Résistance gearbeitet?

A: Eigentlich nicht gearbeitet, man kam mit ihnen zusammen, mit dem Maquis. Und mein Mann wußte manchmal mit dem Dorfpfarrer, Pastor Troquémé (ph). Es gab in der Nähe ein Lager von deutschen verletzten Soldaten, Militär, und, und auch manchmal im Puy

zum Übersetzen und Reden und so. Und es ist dann auch passiert, daß der Dorfarzt gefangengenommen wurde und den Puys gebracht, und er kam ums Leben. Und mein Mann ist dann ist Troquémé (ph) noch hingefahren und mit der Frau von dem Dorfarzt, und, um zu sprechen, und sie haben dann soweit gebracht, daß sie gesagt haben: "Gut, der wird nicht erschossen. Er kommt in ein Arbeitslager." Aber dann in Lyon war, waren noch Deutsche, und da wurden die Flüchtlinge erschossen. Und das war das, das Ende. So kam man schon immer wieder mit ihnen zusammen. Einmal hieß es auch, deutsches Militär sei im Anzug, dreißig Kilometer vor Chambon, und die Leute sind alle in den Wald hinaus, die ganze Dorfbevölkerung. Und mein Mann sagt: "Also wir bleiben hier. Wir erklären Le Chambon als offene Stadt. Es hat keinen Sinn, daß wir mit all diesen Kindern in den Wald rennen, und sie sind dann so zwanzig Kilometer vor Chambon geblieben, nicht gekommen, zum Glück. Das waren so die Kontakte, die man hatte manchmal. Das war schon, wir sahen schon, dann wie die, wie sie über die Demarkationslinie kamen, das war ja der November 42. Da waren natürlich die Deutschen überall.

Q: Würden Sie die Troquémés (ph) beschreiben?

A: Troquémé war ein wunderbarer Mann, wirklich. Er war so die Liebe selbst, offen gegen alles, mutig. Und er war wirklich die Seele vom Dorf mit seiner Frau, mit Magda. Ja, aber eben wie das geht mit solchen Menschen, er hatte auch sein Schicksal. Er wurde dann ja im Chambon eigentlich weggeschickt. Wir konnten das nicht verstehen, aber es war sehr schön, mit ihm zusammenzuarbeiten. Er hatte das, es ging so eine Kraft von ihm aus, und das war eine starke Ausstrahlung. Er hat uns immer auch wieder Mut gemacht, immer wieder geholfen, und auch die Beziehungen geschaffen, die man ja braucht, wenn man so Heime hat, und das viele Probleme,* und vor allem Beschaffung von vielem, weil es war ja nichts da, die Geschäfte waren ja leer. Aber das war, mit ihm war es sehr schön.

Q: Do you like a drink of water?

A: Ja.

[Technical conversation]

Q: Sie können weiter?

A: Ja, jetzt.

Q: Ja.

A: Ja, also, was ich, was mir noch ein Anliegen war im Lager, daß war, wie das angefangen hat, daß ich vernahm, daß jüdische Flüchtlinge von der Schweiz ausgewiesen wurden und in Rivesaltes landeten, ankamen. Und wir wußten ja sehr wenig, was von außen passierte. Ich kam darauf, daß an einem Morgen, wie ich die Baracke, Steine fliegen kamen an die

Barackentür. Ich hab' ganz erschlos-, verschl-, verschrocken die Türe wieder geschlossen, und ich hörte draußen , es war eine Menge von Leuten und die haben Französisch geschrien: "Voilà la Suisse, comme elle refoule les enfants et les femmes!" "Hier ist die Schweiz, die die Frauen und Kinder zurückschickt!" Und ich war ganz, ich wußte nicht, um was es ging und später kam dann ein alter Mann, klopft an die Tür, ich ließ ihn herein und der sagte: "Es tut mir furchtbar leid, Sie können ja nichts dafür, aber die Leute sind so aufgebracht gegen, weil soviel Frauen und Kinder von der Schweiz ausgewiesen kommen, und schon gestern, und sie sind schon im Transport auf der Liste." Und das hat mich schon erschreckt und erschüttert, und ich bin zum Lagerchef. Und da sagt er: "Nichts zu machen, Transport ist komplett." Jeder Transport mußte komplett sein, 850 zuerst, nachher waren es 1200, 1300. Und wenn, die Zahl mußte einfach stimmen, und da war nichts mehr zu ändern. Und das hat mich dann schon sehr erschüttert. Man hat mich einmal gefragt in einem Interview in der Schweiz, mit der französischen Schweiz: "Ja, was denken Sie über Jugoslawien, und was denken Sie über das Judenproblem?" Sag' ich: "Das sind zwei ganz verschiedene Sachen." Gut, heute sind wir auch verantwortlich für Flüchtlinge aus Jugoslawien, aber, was dort begonnen hat, und wie es passiert ist, da sind wir eigentlich nicht schuld daran. Aber daß jüdische Flüchtling aus der Schweiz, und zwar nicht von der Bevölkerung, die Bevölkerung hat wunderbar geholfen. Sie haben Geld gesammelt, sie haben wirklich, ich kenne einfache Leute, die viel gegeben haben. Aber es war von den Behörden von oben, gab es Leute, die auch ihre Angst hatten vielleicht, und man mußte arbeiten, wie man uns sagte, daß man mit Deutschland eben, da es korrekt ist. Also man mußte Hand bieten. Und so ist es passiert, daß jemand das organisiert hat, daß die Leute zurückgeschickt wurden, daß, daß die Grenze geschlossen wurde. Das ist etwas, das mich sehr empört hatte, und wir konnten nichts machen. Ich sehe nur noch die Frauen und Kinder vorne in den Wagen sitzen, mit verstörten Gesichtern, die, das ging alles so schnell - und das haben die Leute nicht gesehen in der Schweiz. Das war noch eine schwere Sache.

Q: Möchten Sie auch von, von, von wieder von der Musik sprechen? Ob man?*

A: Ja, Musik war eigentlich, daß man viel gesungen hat. Wo man die Kinder beieinander hatte im Foyer oder so, am Abend kamen sie, und hatten sie alle Not, alles Elend vergessen, man hat spanische Lieder gesungen, man hat deutsche Lieder gesungen, französische Lieder. Es war wirklich, das war immer sehr schön. Und die Kinder, die konnten das Elend so schnell vergessen - und für mich war es dann immer wieder, wenn es Nacht wurde, sie gingen zurück in ihre Baracken. Aber sie gingen glücklich eigentlich und fröhlich, und das war eine große Hilfe. Es brauchte so wenig, um sie fröhlich zu machen.

Q: Was für Spielen hat, haben die Kinder gemacht?*

A: Bitte?

Q: Spielen? Was für?*

A: Ja, was man zur Verfügung hatte. Im Foyer hatte es einige Spiele, und dann hat man draußen, ich hatte einmal eine Zeitlang eine Kindergärtnerin. Also das war eine Schweizerin, sie wurde dann krank und mußte zurück, aber ich hab' mit ihnen draußen Spiele gemacht: Singspiele und, und wenn, wenn man im Freien sein konnte, wenn es die Jahreszeit erlaubte. Der Winter war sehr hart, da konnte man nicht hinaus. Aber auch mit den Zigeunerkindern hat man, man einmal ein Feuer gemacht, da waren sie schon glücklich. Aber man hatte, man mußte Ideen haben, um etwas zu machen, man hatte wenig Möglichkeiten. Sie brauchten ja auch nicht viel, aber es war schon schwierig, denn die Kinder, die lernten natürlich manches, daß sie auch nicht lernen sollten. Sie waren ja nicht beschäftigt. Wir konnten dann einmal eine Schule einrichten. Aber, es waren etwa 1000 Kinder am Anfang, und das war natürlich schwierig, alle zu beschäftigen. Aber dann war ein Weihnachtsfest, und das war eine große Freude. Wir haben für alle 1000 Kinder kleine Paketchen gemacht. Es war sehr wenig drin, aber es war trotzdem - da fingen dann so an, die kleinen Freuden wirklich zu zählen.

Q: Wie haben sie Ihren Mann kennengelernt?

A: Ja, auch ein wenig, äh, merkwürdig. Es, man, man hieß mich, 50 Kinder auszusuchen. Es wurden dann fast 60, für eine Kolonie nach Montruelle (ph) bei Lyon. Spanische Kinder, und es war mir dann möglich, einige jüdische Kinder waren darunter. Und meine Mitarbeiterin, die war schon länger im Lager, die sollte den Kindertransport machen. Und sie hatte, mußte ihre Papiere haben, Zirkulationspapierschein, und die hatte sie. Und sie sagt am Vorabend von der Abreise: "Aber Du hast doch einen Bruder in Lyon." Und ich hatte einen Bruder aus der Familie in der Schweiz, der in Lyon wohnte, und da sagt sie: "Ja, dann gehst Du." Da sag ich: "Kommt nicht in Frage, Du bist schon länger im Lager", und so. Aber sie hat darauf bestanden. Sie hat abends, zehn Uhr, noch ist sie ins Administrationsbüro hinunter, hat die Papiere umschreiben lassen und am anderen Morgen bin ich mit den Kindern abgereist. Und sie sagt mir noch, gibt mir noch einen Brief mit und sagt: " Am Bahnhof Berache (ph) holt Dich ein August Bohny ab." Und ich kannte ihn von einer Korrespondenz, und nicht einer sehr erfreulichen. Es war ei-, eine Lagersache. Und da sag ich: " Ja, der kommt mir dann gerade recht. Jetzt lern' ich den einmal kennen." Und das wars dann. Ich hatte mit ihm schon einmal korrespondiert, weil ich ihm ein jüdisches Mädchen befreien konnte und schicken für den Lingerie (ph) , und die war Typhusträgerin. Und mit unseren Ärzten, die wir hatten, das zu bestimmen, das war wirklich schwierig. Und er hat dann sehr empört zurückgeschrieben, denn für ihn in einem Kinderheim, mit Typhusträger ist das ein Problem. Und er schrieb dann ziemlich unhöflich, und ich hab' mich geärgert und gesagt: " Da ist wieder mal ein Schweizer, kapiert nichts, was das Lagerleben ist." Und ich sagte dann noch: " Also der kommt mir gerade recht!" Das war so. Aber wir haben dann lange auf Visen gewartet. Die Deutschen mußten das Visum geben. Seine Eltern wollten, daß wir in der Schweiz heiraten. Und wir sind dann kurz hingefahren, aber wir haben zwei Jahre auf das Visum gewartet. Das ging über Vichy. Mein Mann hat 1200 Kilometer gefahren, um die Visen zu bekommen, bis wir dann endlich - aber dann sind wir schnell wieder zurück.

Q: Und noch zusammen! Das ist schön.

A: Ja, das ist schön. 50 Jahre, 52 Jahre, seit 42 kennen wir uns, ja, der erste Mai 42 war das.

Q: Erste Mai?

A: Bitte?

Q: Erster Mai haben Sie gesagt - 42?

A: Haben wir uns das erste Mal gesehen. Erster Mai 42, ja. Nacht Viertel nach zwölf, im Bahnhof von Berache (ph).

Q: So vielen Dank, das, das freut mich, daß wir das haben machen können.

A: Ja, bitte, also.

Q: Gut.

End of tape